Mittelalter

Lehrbuch Germanistik

Bearbeitet von
Klein, Dorothea Klein, Dorothea

1. Auflage 2006. Buch. IX, 318 S.
ISBN 978 3 476 01968 4
Format (B x L): 155 x 23 cm
Gewicht: 535 g

Weitere Fachgebiete > Literatur, Sprache > Literaturwissenschaft: Allgemeines > Literarische Strömungen & Epochen

Zu Inhaltsverzeichnis

schnell und portofrei erhältlich bei

beck-shop.de
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

I. Die deutsche Literatur des Mittelalters: Grundlagen und Verständnisperspektiven

1. Begriffsklärungen

a. ›Mittelalter‹

Die Einteilung der Geschichte des Abendlandes in drei Großepochen – Antike, Mittelalter, Neuzeit – ist eine Denkfigur, die sich im 14. und 15. Jahrhundert in den Kreisen italienischer Humanisten herausbildete. Mit ihr verband sich zugleich ein bestimmtes Geschichtskonzept: die Deutung komplexer historischer und kulturhistorischer Prozesse und Abläufe nach dem Muster von Blüte und Verfall. Den Humanisten nämlich war die »mittlere Zeit« (lat. *media aetas* oder auch *medium aevum*, *media antiquitas*, *media tempestas*, *medium tempus* und *media tempora*) ein »Jahrtausend der Schatten« (lat. *millenium tenebrarum*), ein dunkler Abgrund zwischen den lichten Höhen der Antike und ihrer Renaissance in der eigenen Gegenwart.

Als Kriterium galt ihnen die Qualität des geschriebenen Lateins, überhaupt das Niveau der lateinischen Sprachkultur, der antiken Literatur und der Wissenschaften, das man in der langen Periode zwischen den beiden »Blütezeiten« in die Barbarei abgesunken glaubte. Die heute noch gebräuchliche Redensart vom »finsteren Mittelalter« hat hier, in der humanistischen Polemik, ihre Wurzeln. Die Humanisten bezogen den Begriff *medium aevum* freilich noch ganz auf ästhetisch-kulturhistorische Sachverhalte. Als allgemeine historiographische Ordnungskategorie konnte der Begriff sich erst in den kirchen- und universalgeschichtlichen Handbüchern des 17. Jahrhunderts durchsetzen, ohne dass er seinen negativen Sinn verloren hätte. Die erste Weltgeschichte, die nicht mehr, wie bis dahin üblich, die Geschichte nach den sechs Zeitaltern oder den vier aufeinanderfolgenden Weltreichen gliederte (s. Kap. III.4.a), war die *Historia universalis, in antiquam, medii aevi ac novam divisa* (»Weltgeschichte, eingeteilt in die alte Geschichte, die der mittleren Zeit und in die neue«) des Christoph Cellarius, entstanden 1685–1696. Noch die Aufklärung verband mit der »mittleren Zeit« eine pejorative Bedeutung.

Zu einer Um- und Neubewertung kam es erst in der Romantik. Heute wird der Begriff ›Mittelalter‹, wie seit Beginn des 19. Jahrhunderts *medium aevum* meist übersetzt wurde, als eine wertneutrale Epochenbezeichnung verwendet. Inzwischen hat sich zwar schon lange die Einsicht durchgesetzt, dass ein solcher Epochenbegriff als hermeneutische Kategorie nur begrenzt tauglich ist; der Komplexität der historischen Entwicklungen, der Vielzahl von Umbrüchen und Neuansätzen, der Gleichzeitigkeit von Tradition und Innovation im fraglichen Zeitraum wird er kaum gerecht. Dass wir dennoch am Begriff ›Mittelalter‹ festhalten, geschieht vor allem aus wissenschaftshistorischen Gründen.

Uneinigkeit besteht in der Fachwissenschaft über die zeitlichen Grenzen der Epoche. Die Ansätze für den Beginn schwanken zwischen dem 3. und dem 7. Jahrhundert, je nachdem, ob man die Christlichkeit des Abendlandes, die vom päpstlich-kaiserlichen Universalismus dominierte politische Ordnung oder die sich von der Kultur des Mittelmeerraumes abgrenzende kontinentale Gemeinschaft der romanischen und germanischen Völker zum Hauptmerkmal des Mittelalters erklärt

hat. Als wichtige Zeitmarken für den Beginn des Mittelalters wurden deshalb die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion unter Kaiser Konstantin (325–337), der Einbruch der Hunnen im Jahr 375, das Ende des Weströmischen Reiches 476 oder die Ausbreitung des Islams diskutiert.

Das Ende des Zeitalters setzte man dementsprechend mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken und dem Untergang des oströmisch-byzantinischen Reiches 1453, mit der Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus 1492 oder mit Luthers (angeblichem) Thesenanschlag an der Schlosskirche zu Wittenberg 1517 fest. Wer hingegen den Feudalismus als entscheidendes Merkmal des Mittelalters annahm, gab von vornherein die Fixierung exakter zeitlicher Grenzen zugunsten breiter Übergangszonen auf. Einige Historiker sehen die Moderne bereits am Ende des 14. Jahrhunderts heraufziehen, mit der Entwicklung eines modernen Verwaltungsstaates. Wir brauchen diese Epochenmarken nicht im Einzelnen zu diskutieren, denn für den Literaturhistoriker haben sie keine oder so gut wie keine Relevanz. Die Anfänge der deutschen Literatur liegen erst in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts, also in einer Zeit, die jenseits auch der spätesten Epochenmarke der Historiker liegt (s. Kap. II.1).

Literatur: Josef Fleckenstein: Ortsbestimmung des Mittelalters. In: Mittelalterforschung. Berlin 1981 (Forschung und Information 29), S. 9–21; Horst Günther: ›Neuzeit, Mittelalter, Altertum‹. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer. Bd. 6. Basel 1984, Sp. 781 ff.; Johan Huizinga: Zur Geschichte des Begriffs Mittelalter [1921]. In: J.H.: Geschichte und Kultur. Stuttgart 1954 (Kröners Taschenausgabe 215), S. 215–227; Adalbert Klempt: Die Säkularisierung der universalhistorischen Auffassung: zum Wandel des Geschichtsdenkens im 16. und 17. Jahrhundert. Göttingen u. a. 1960 (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft 31); Peter von Moos: Gefahren des Mittelalterbegriffs. Diagnostische und präventive Aspekte. In: Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche. Hg. von Joachim Heinzle. Frankfurt a.M. 1994, S. 33–63; Ernst Pitz: Mittelalter. In: Lexikon des Mittelalters VI, Sp. 684–687 (mit weiterer Literatur); Ulrich Wyss: Deutsches oder europäisches Mittelalter? In: Germanistik: Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Vorträge des deutschen Germanistentages 1994. Hg. von Ludwig Jäger. Weinheim 1995, S. 322–338.

b. ›deutsch‹

Wenn wir von ›deutscher Literatur‹ im Mittelalter sprechen, so kann das ›Literatur im deutschen Sprachgebiet‹ oder ›Literatur in deutscher Sprache‹ heißen. ›Literatur im deutschen Sprachgebiet‹ ist die umfassendere Erklärung: Sie schließt neben der Literatur in deutscher Sprache auch die gesamte Literatur in lateinischer Sprache ein, die im deutschen Sprachgebiet verfasst wurde. Denn die Kultur des Mittelalters war immer eine bilinguale Kultur, geprägt vom Dualismus zwischen Latein und der Volkssprache (s. Kap. I.3).

Damit ist aber noch nichts darüber gesagt, was ›deutsch‹ als sprachlicher Terminus eigentlich bedeutet. Es geht dabei auch um die Frage, wann sich eine ›deutsche‹ Sprache und eine Literatur in ›deutscher‹ Sprache herausgebildet haben.

Das Wort ›deutsch‹ geht auf das germanische Adjektiv **theudiskaz* zurück, das ursprünglich die Bedeutung »zum Volk – d. h. zum germanischen Volk – gehörig« hatte; die Fremden, mit denen man im Westen des germanischen Siedlungsraumes

zusammentraf, wurden hingegen mit dem alten Adjektiv *walhisk* ›welsch‹ belegt. Der Ausdruck **theudisk* ist zuerst in latinisierter Form in Quellen des späten 8. Jahrhunderts belegt: Erstmals erscheint *theodiscus* in einem Bericht über zwei englische Synoden im Jahr 786, den der päpstliche Nuntius Georg von Ostia an Papst Hadrian I. schrieb. Georg teilt darin mit, dass die Beschlüsse der ersten Synode auf der zweiten verlesen wurden *tam latine quam theodisce, quo omnes intellegere potuissent* (»sowohl lateinisch wie auch in der Volkssprache, damit alle es verstehen könnten«). Mit der Volkssprache ist in diesem Fall die Sprache der Angelsachsen gemeint. Von der *lingua theodisca* ist 788 auch in einem Rechtstext die Rede, der das Urteil einer Reichsversammlung über den Baiernherzog Tassilo wegen Fahnenflucht fixierte. Die *lingua theodisca* bezeichnet auch in diesem Fall die sprachliche Gemeinsamkeit der Germanenstämme im Gegensatz zu den Romanen, mit denen sie im Frankenreich vereinigt waren.

Mit dem Wort *theodiscus* konnte im frühen Mittelalter also zweierlei ausgedrückt werden: die Volkssprache im Gegensatz zum Lateinischen und die Sprache der *gentes* germanischen Ursprungs, die sich innerhalb des Frankenreiches von den Romanen abgrenzen – *theodiscus* bedeutet dann soviel wie »nicht-romanisch«. Das latinisierte Wort *theodiscus* bezeichnet demnach die Sprache derer, die weder lateinisch noch einen der vulgärlateinischen, frühromanischen Dialekte sprachen. Das Wort ist so ein Sammelbegriff für die Gruppe aller Dialekte germanischer Herkunft, die im fränkischen Reichsverband gesprochen wurden: das Bairische, Alemannische, Fränkische und das – im frühen Mittelalter so gut wie nicht bezeugte – Thüringische, das Altsächsische und Altfriesische sowie das Langobardische, das wie das Westfränkische untergegangen ist; für die Sprach- und Literaturgeschichte haben diese beiden Sprachen so gut wie keine Bedeutung.

Als reine Sprachbezeichnung wird zunächst auch das deutsche Wort *diutsch*/*tiutsch* verwendet; erstmals begegnet es bei Notker III. von St. Gallen (um 950–1022) in der Formel *in diutiscun* »auf deutsch«. Auf Sprache, Land und Leute wird der Begriff zuerst in dem um 1077/81 entstandenen *Annolied* angewandt.

Wenn wir von ›deutsch‹ im frühen Mittelalter sprechen, dann ist damit nicht eine einheitliche Sprache gemeint, vielmehr ein Oberbegriff für bestimmte gentile (von lat. *gens* »Stamm, Volk«) Sprachen auf dem Boden des Frankenreiches, die sich einerseits gegen die Kultur- und Bildungssprache Latein wie gegen die frühromanischen Dialekte abgrenzen. Der sprachhistorische Begriff ›althochdeutsch‹ fasst die ›oberdeutschen‹ Varietäten (Alemannisch, Bairisch, Südrheinfränkisch, Ostfränkisch) und die ›mitteldeutschen‹ (Mittelfränkisch, Rheinfränkisch, Thüringisch) zusammen (vgl. Abb. S. 4).

Ein einheitliches Deutsch, wie es heute die deutsche Standardsprache ist, hat es im frühen Mittelalter nicht gegeben. Überregionale, mehr oder weniger mundartferne Sprachformen bildeten sich erst seit der Mitte des 12. Jahrhunderts unter den im mitteldeutschen Raum tätigen Dichtern und Schreibern heraus: die mittelfränkische Literatursprache im Gebiet des mittleren Rheins, die Literatursprache der hochdeutsch dichtenden Niederdeutschen in Ostfalen und die thüringisch-hessische Literatursprache, in der die östlich-thüringischen Merkmale in dem Maße hervortraten, in dem der Hof der Thüringer Landgrafen sich zum beherrschenden literarischen Zentrum im mitteldeutschen Sprachgebiet entwickelte. Des mittelfränkischen Idioms bedienten sich etwa der Pfaffe Lambrecht, der Verfasser des ersten deutschen, um 1150/60 nach altfranzösischer Vorlage entstandenen deutschen Alexanderromans, und die Autoren des *König Rother* (um 1160/70) und der ältesten Fassung des *Herzog Ernst* (um

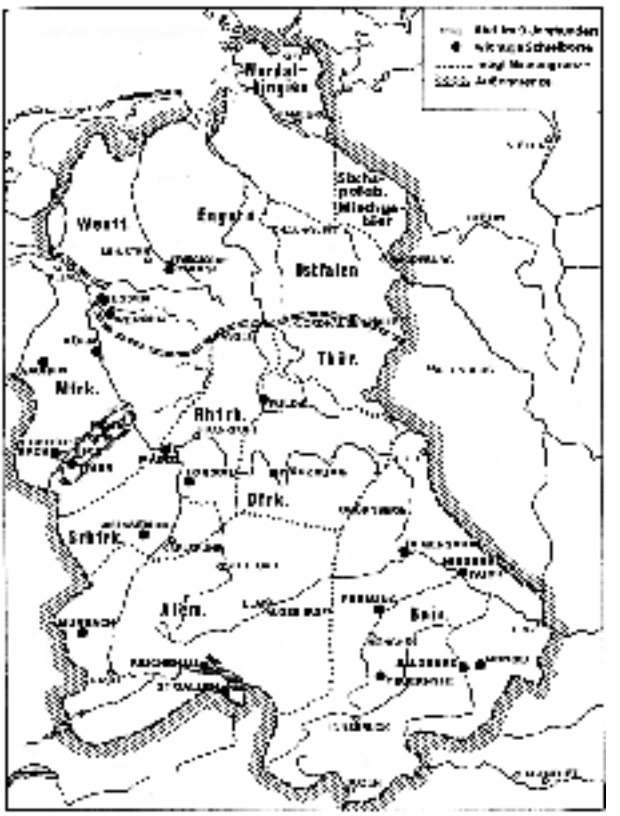


Abb. 1: Der althochdeutsche und altsächsische Sprachraum im 9. Jahrhundert

1170/80), zweier Dichtungen, die mündlich überlieferte historische Stoffe aufgreifen. In der thüringisch-hessischen Literatursprache sind u. a. der *Eneasroman* Heinrichs von Veldeke (Teil I: um 1170/74, II: vor 1190), der erste deutsche Trojaroman, das *Liet von Troie* Herborts von Fritzlar, und die *Metamorphosen* Albrechts von Halberstadt, eine Ovidbearbeitung, geschrieben (beide nach 1190 oder um 1210), während der erste deutsche Tristanroman, der *Tristrant* Eilharts von Oberg (um 1175/80 oder nach 1190), den dritten Haupttyp einer mitteldeutschen Literatursprache vertritt.

Im ausgehenden 12. Jahrhundert entstand schließlich im oberdeutschen Raum eine Literatursprache auf der Basis des Alemannischen und Ostfränkischen. Die bedeutendsten Dichter dieser Zeit haben sich darin artikuliert: die Epiker Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, der Dichter des *Nibelungenliedes*, die Lieddichter Walther von der Vogelweide und Reinmar. Es handelt sich dabei um ein Idiom, das sicherlich über den gesprochenen Dialekten stand, von den Dichtern geschrieben, vielleicht auch gesprochen, und das auch in Schreibstuben und Schreibschulen übernommen wurde.

Diese verschiedenen auf überregionale Geltung zielenden hochdeutschen Literatursprachen werden unter dem Oberbegriff ›höfische Dichtersprache‹ zusammengefasst. Ihre Kennzeichen sind (fast immer) dialektneutrale Reimbindungen, stilistische Besonderheiten, ein spezifischer Wortschatz und eine ebenso spezifische Semantik. So

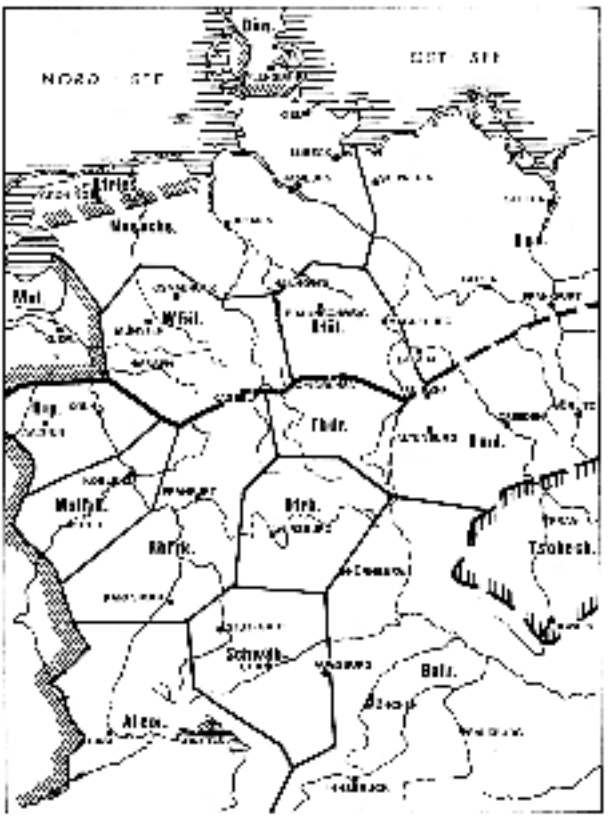


Abb. 2: Der mittelhochdeutsche und mittelniederdeutsche Sprachraum

vermied man in der Regel ausgesprochene Dialektwörter, Alltagssprachliches und poetisches Wortgut, wie es vor allem wohl in der seit Jahrhunderten mündlich vermittelten Heldendichtung gebräuchlich war, z. B. die alten Bezeichnungen für den Kämpfer und Krieger *wîgant*, *degen* und *recke*. Stattdessen bevorzugte man Lehnwörter aus dem Niederländischen, etwa *ritter* (von mndl. *riddere*) neben dem mhd. *rîtære* und *rîter*, die metathetische Form *ors* neben mhd. *ros* (Metathese: die Lautumstellung in einem Wort), *baneken* »sich bewegen, flanieren« oder *dörper* »grober, ungebildeter Mensch; Tölpel«, und noch häufiger solche aus dem Französischen, z. B. *garzûn* »Page, Knappe«, *glavîn/gleve* »Lanze«, *tjoste* »ritterlicher Zweikampf mit Speeren zu Pferd« und *kurtois* »höfisch«; aus dem Französischen entlehnte man ferner Wortbildungselemente, etwa die Suffixe *-îe* (wie z. B. in mhd. *vesperîe* »Lanzenkampf einzelner am Vorabend eines Turniers«) und *-ieren* (vgl. mhd. *turnieren* »an einem Turnier teilnehmen« und *leisieren* »das Pferd mit verhängtem Zügel laufen lassen«), oder man prägte Lehnübersetzungen (z. B. *rîterschaft/ritterschaft* nach afrz. *chevalerie*).

Charakteristisch für die Sprache der höfischen Literatur ist aber auch die Umwertung zahlreicher althergebrachter Wörter bzw. die Ausdifferenzierung von Wortbedeutungen; so bezeichnet z. B. die mhd. Wortgruppe *hôher muot* in der höfischen Literatur nicht wie in älteren und zeitgenössischen geistlichen Texten die negative Eigenschaft der Hoffart, sondern die »freudige Hochgestimmtheit« als Ausdruck

eines adelig-höfischen Lebensgefühls, und *zuht* meint nicht nur die Tätigkeit und das Resultat des Aufziehens, sondern vor allem die feine Lebensart, die innere Haltung und äußeres Benehmen – Sensibilität, Liebenswürdigkeit, Höflichkeit, gute Manieren – einschließt. Als Merkmale der höfischen Dichtersprache gelten ferner unpersönliche Ausdrucksweise, Höflichkeit oder Distanz ausdrückende Passivkonstruktionen und syntaktische Komplexität, schließlich auch – und hier macht sich der Einfluss der lateinischen Rhetorik und Poetik geltend – eine elaborierte Beschreibungstechnik und Dialoggestaltung sowie der häufige Gebrauch rhetorischer Figuren und Tropen.

Dem Trend zu einem einheitlichen Literatur- und Verkehrsidiom war kein dauerhafter Erfolg beschieden. Mit dem Ende der produktiven Phase der höfischen Literatur zerbrach auch die relative Einheitlichkeit wieder; die literarischen Zeugnisse des 14. und 15. Jahrhunderts spiegeln eine große Vielfalt landschaftlicher Schreib- und Lautformen, verschiedene regional geprägte Schreibsprachen – Kanzlei- und Geschäftssprachen, aber auch literatursprachliche Funktiolekte (Fach- und Gruppensprachen) – wider.

Erst seit der frühen Neuzeit setzten sich erneut Tendenzen zu einer deutschen Einheitssprache durch. Dem überregionalen Ausgleich auffälliger Dialektmerkmale leisteten vor allem die – häufig aus anderen Sprachgegenden stammenden – Schreiber der fürstlichen und städtischen Kanzleien Vorschub. In solchen Zentren eines geregelten Schriftwesens bildeten sich mehr oder weniger feste Schreibtraditionen heraus. Eine Schlüsselfunktion für die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache hat man lange Zeit der Bibelübersetzung Martin Luthers zugeschrieben und dabei allerdings übersehen, dass überregionale Sprachformen schon viel früher – in der kaiserlichen Kanzlei in Wien und in den Handelsstädten Nürnberg und Augsburg seit dem 14. Jahrhundert, in der kursächsischen Kanzlei in Meißen seit dem 15. Jahrhundert – bestanden haben; die um 1500 erreichten überregionalen – freilich stark von oberdeutschen Schreibnormen beeinflussten – wettinischen Schreibstandards haben überhaupt erst den Erfolg von Luthers Bibelübersetzung möglich gemacht. Nach 1500 beförderten auch die Drucker und Universitäten sowie einzelne Autoren den überregionalen Ausgleich, vor allem in der Orthographie, den Lautungsnormen und im Wortschatz. Ein Bewusstsein für die Notwendigkeit einer Einheitssprache und ihrer Kodifizierung setzte sich indes erst mit den Grammatikern des frühen 17. Jahrhunderts durch.

Wenn auf den folgenden Seiten der Begriff Volkssprache verwendet wird, so ist damit zum einen die Muttersprache im Gegensatz zum internationalen Latein gemeint, zum anderen die Summe der verschiedenen sprachlichen – regionalen, sozialen, funktionalen – Varietäten, für die es, anders als heute, noch keine alles überdachende Standardsprache gegeben hat.

Literatur: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Hg. von Werner Besch u. a. 2. Halbbd. Berlin/New York 1983; Hans Eggers: Deutsche Sprachgeschichte. 3 Bde. Reinbek 1963–1969 u. ö. (rde 185, 191, 270); Klaus Grubmüller: Literatursprache und Entstehung überregionaler Sprachformen im mittelalterlichen Deutsch. In: Sprachgeschichte. Hg. von Werner Besch u. a. Bd. 2. Berlin/New York 1985, S. 1766–1773; Haubrichs, Die Anfänge; Wolfgang Haubrichs: ›die tiutsche und die andern zungen‹: Von der Vielfalt und Entwicklung eines Sprach- und Volksbegriffs. In: Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik. Vorträge des Augsburger Germanistentags 1991. Hg. von Johannes Janota. Bd. 1: Vielfalt der kulturellen Systeme und Stile. Tübingen 1993, S. 21–41; Thomas Klein: Heinrich von Veldeke und die mitteldeutschen Literatursprachen. In: T. K. und Cola Minis: Zwei Studien

zu Veldeke und zum Straßburger Alexander. Amsterdam 1985 (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 61), S. 1–121; Peter von Polenz: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 1: Einführung, Grundbegriffe, 14.–16. Jahrhundert. 2., überarb. und erg. Aufl. Berlin/New York 2000, S. 159–183; Der Volksname deutsch. Hg. von Hans Eggers. Darmstadt 1970 (WdF 156); Wilhelm Schmidt: Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium. Erarb. unter der Leitung von Helmut Langner und Norbert Richard Wolf. 9., verb. Aufl. Stuttgart 2004, S. 87–121; Edmund Wiessner und Harald Burger: Die höfische Blütezeit. In: Deutsche Wortgeschichte. Bd. 1. 3. Aufl. hg. von Friedrich Maurer und Heinz Rupp. Berlin/New York 1974, S. 189–253.

c. ›Literatur‹

Gegenstand der Neueren deutschen Literaturwissenschaft ist in der Regel die sog. ›schöne‹ Literatur, die Gesamtheit jener Texte also, die sich durch das Merkmal der Poetizität definieren und damit von der sog. Sachliteratur, etwa dem theologischen, medizinischen, juristischen oder naturwissenschaftlichen Schrifttum, abgrenzen. Für die Ältere deutsche Literaturwissenschaft gilt diese Einschränkung nicht. Sie operiert mit einem extrem weiten Literaturbegriff. Als Literatur gilt ihr alles, was verschriftet ist, entsprechend dem ursprünglichen Sinn des Wortes, das sich von lat. *littera* »Buchstabe« herleitet. Als Literatur wird deshalb jedes Schriftstück in deutscher Sprache registriert und analysiert, gleichviel, ob es sich – auf das frühe Mittelalter gesehen – um einen Bienensegen von wenigen Zeilen oder um ein Buchepos, um einen Glosseneintrag oder um ein Heiligenlied mit deutlichem Kunstanspruch handelt. Bibeldichtung, christliches Helden- und Heiligenlied und vorchristliche Heldendichtung, Glossen und Wörterbücher, Zaubersprüche und Segen, Markbeschreibungen, Gebete und Eidformeln: das alles findet das Interesse des Mediävisten und wird in den einschlägigen Literaturgeschichten und Handbüchern gebührend berücksichtigt. Im hohen und späten Mittelalter entstand eine Vielzahl neuer Texttypen und Gattungen, geistliche und weltliche Dichtung im engeren Sinn sowie eine nahezu unüberschaubare Zahl von Fach- und Sachtexten. Die erzählende Literatur in ihren verschiedenen groß- und kleinepischen Formen und die verschiedenen Typen der Lyrik machen dabei nur einen kleinen Teil in der Gesamtproduktion und Reproduktion volkssprachigen Schrifttums aus. Quantitativ überwiegt weitaus die geistliche Literatur in ihren verschiedenen Ausprägungen; drei Viertel aller deutschen Handschriften, die sich aus dem 14. und 15. Jahrhundert erhalten haben, überliefern geistliche Inhalte: eine gewaltige Zahl von Predigten, Bibelübersetzungen, Historienbibeln und Legenden, Gebetbüchern, theologischen Summen und Traktaten, erbaulichen und katechetischen Texten wie etwa Beichtspiegel, Auslegungen des Vaterunsers und der Zehn Gebote, Gnadenviten, Offenbarungsschriften und Schwesternbüchern. Zur Sachliteratur zählen ferner das gesamte Rechtsschrifttum und die Geschichtsschreibung, aber auch die Fachliteratur mit ihren verschiedenen Sparten: der Jagd- und Tierkunde, der Astronomie und der Alchemie, dem Handwerk, der Seefahrt und der Geographie, dem Ackerbau und dem Haushalt sowie das gesamte medizinische Fachschrifttum mit seinen Arznei- und Kräuterbüchern, Rezeptaren und Diätetiken, zu denen im 15. Jahrhundert auch noch die Musik und die Kriegstechnik hinzukommen. Gegenstand der Älteren deutschen Literaturwissenschaft sind mithin alle volkssprachigen Texte, die uns aus dem Mittelalter überliefert sind. Ausgenommen sind nur die Urkunden, sofern sie auf die Fixierung von Rechtsakten beschränkt sind.

Wenn man in der germanistischen Mediävistik Literatur mit Schriftlichkeit schlechthin gleichsetzt, so geschieht dies nicht nur aus fachhistorischen Gründen, sondern aus der Einsicht, dass im Mittelalter die Trennung von Kunst und Wissenschaft einerseits und Lebenspraxis andererseits nicht vollzogen war; auch am Ende der Epoche hatte die Literatur sich noch nicht vollständig als eigenes, von anderen Systemen deutlich unterschiedenes System ausdifferenziert. Sie gab auf je verschiedene Weise Orientierungs- und Lebenshilfe im weitesten Sinn oder auch ganz konkrete pragmatische Anweisungen.

So hält, um nur wenige Beispiele zu nennen, das religiöse Schrifttum Ermahnungen und Lehren für ein frommes Leben auf Erden und für das Leben in der Ewigkeit bereit. Die Fachliteratur mit ihren verschiedenen Disziplinen stellt fachspezifisches Wissen über Krankheiten und ihre Heilung, über die einzelnen Handwerke, die richtige Art des Ackerbaus, der Jagd usw. zur Verfügung. Das Rechtsschrifttum wiederum kodifiziert gängige Rechtspraxis mit dem Anspruch normativer Geltung, und die thematisch vielfältige Sangspruchdichtung vermittelt religiöse und moralische Wissensinhalte, ethische Normen, kommentiert und bewertet politische Ereignisse und Sachverhalte oder reflektiert auch die Bedingungen der Berufsdichter. Geschichtsdichtung und Geschichtsschreibung unterrichten darüber, wie es zugeht in der Welt, und liefern, indem sie auf historische Ereignisse, Handlungen und Figuren in ihrer exemplarischen Bedeutung abheben, verbindliche Deutungsmuster für aktuelle Erfahrung. Praxisorientiert sind selbst die literarischen Gattungen im engeren Sinn, die ihre Literarizität durch eine spezifische Sprache, Selbstreflexion, Formierung von Autor- und Sprecherrollen u. a. ausstellen. So diskutiert der höfische Roman im Medium der Fiktion zentrale Lebensfragen der adeligen Gesellschaft: die Sicherung und Legitimation der Herrschaft, den Umgang mit der Gewalt, die Erfahrung von Kampf, Krieg und Tod, das Verhältnis der Geschlechter, Liebe und Ehe. Mittel der Selbstvergewisserung und Selbstdarstellung ist aber auch die Liebeslyrik; Minnesang ist d a s Medium, in dem sich der weltliche Adel seiner Emotionalität bewusst wird und diese im Lied inszeniert. Sprachliche Artistik und Poetizität schließt das keineswegs aus. Doch selbst das kunstvollste Fürstenlob ist in erster Linie Repräsentationskunst, die politische und ethische Normen idealisierend darstellt und nicht allein Sprachkunst, und der kunstvollste Marienpreis ist immer auch Gebet und damit pragmatisch fundiert. Die deutsche Literatur des Mittelalters hat immer einen Bezugspunkt im konkreten Leben, ob sie nun in christlicher Lebensführung oder in Berufspflichten und Berufsidealen unterweist oder ob sie Muster für die rechte Lebensführung in der Feudalgesellschaft zur Diskussion stellt. Diese außerpoetische Funktionalisierung, ihre »Gebrauchsfunktion«, gilt für die Literatur der Vormoderne ganz allgemein.

Eine kategoriale Trennung zwischen ›Poesie‹ und ›Gebrauchsliteratur‹ verbietet sich aber auch noch aus anderen, gleichfalls historischen Gründen. Klaus Düwels Untersuchungen zu den Werkbezeichnungen der mittelhochdeutschen Erzählliteratur haben ergeben, dass es keine strikte terminologische Trennung zwischen den narrativen und nichtnarrativen Typen gegeben hat, das heißt: dass keine der Bezeichnungen allein auf die Gesamtheit der Texte mit dem Merkmal der Poetizität angewendet worden wäre.

Die ›deutsche Literatur des Mittelalters‹ definiert sich noch durch zwei weitere, entscheidende Distinktionen: Der Begriff ›Literatur‹ impliziert Schriftlichkeit. Literatur ist, im buchstäblichen Sinne, das, was verschriftet ist, im Unterschied zur sog. *oral poetry*, einer Dichtung, die ohne das Medium der Schrift in einer von Mündlichkeit

getragenen Kultur entstanden und überliefert ist. Mit der näheren Bestimmung ›deutsch‹ wird die sich in der Volkssprache artikulierende Literatur und Kultur abgegrenzt von der lateinischen Literatur und Kultur des Mittelalters. Um diese beiden Aspekte geht es auf den folgenden Seiten.

Literatur: Klaus Düwel: Werkbezeichnungen der mittelhochdeutschen Erzählliteratur (1050–1250). Göttingen 1983 (Palaestra 77); Hugo Kuhn: Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters. Tübingen 1980; Literarische Kommunikation und soziale Interaktion. Hg. von Beate Kellner u. a. Frankfurt a.M. 2001 (Mikrokosmos 64); Kurt Ruh: Überlieferungsgeschichte mittelalterlicher Texte als methodischer Ansatz zu einer erweiterten Konzeption von Literaturgeschichte. In: Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung. Hg. von K. R. Tübingen 1986 (TTG 19), S. 262–272; Klaus Weimar: Literatur. In: ^{3}RL, Bd. 2, S. 443–448. – Dem »erweiterten Literaturbegriff« trägt voll Rechnung: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. 2., völlig neu bearb. Aufl. [...] hg. von Kurt Ruh [ab Bd. 9: Burghart Wachinger] u. a. 11 Bde. Berlin/New York 1978–2000.

2. Mündlichkeit – Schriftlichkeit – Vokalität

a. Oralität und Schrift

Dass wir uns mit einer deutschen Literatur des Mittelalters beschäftigen können, ist an eine wichtige Voraussetzung, nämlich die schriftliche Fixierung und schriftliche Überlieferung dieser Literatur, gebunden. Dies ist im Hinblick auf die kulturellen und medialen Voraussetzungen im Mittelalter, insbesondere im frühen, keine Selbstverständlichkeit. Denn ursprünglich waren die verschiedenen gentilen Dialekte, die man in den rasch wieder zerfallenden germanischen Königreichen der Völkerwanderungszeit und später im Merowinger- und im Karolingerreich verwendete, ausschließlich gesprochene Sprachen. Das änderte sich in den Jahren um 800. In dieser Zeit begann die allmähliche ›Verschriftung‹ der Volkssprache – der Begriff bezeichnet die wörtliche Wiedergabe einer mündlichen Äußerung im Medium der Schrift –, ihre allmähliche Entwicklung zu einer Schrift- und Literatursprache. Von diesem Prozess zeitlich und sachlich kaum zu trennen ist die ›Verschriftlichung‹, d. h. die an die genuinen Bedingungen des graphischen Mediums angepasste Aufzeichnung volkssprachiger Dichtung. Dieser mediale Umbruch hatte bestimmte Voraussetzungen und Gründe:

Der Zerfall des Weströmischen Reiches, ausgelöst durch den Ansturm der Germanen und besiegelt durch die Entthronung des Kaisers Romulus Augustulus im Jahr 476, bedeutete zwar den Untergang der politisch-staatlichen Ordnung, nicht aber den gänzlichen Untergang der spätantiken Kultur. Die Germanen, die auf dem Boden des Römischen Reiches eigene neue Königreiche errichteten, haben die kulturellen Errungenschaften der Römer übernommen, sofern sie ihnen nützlich und brauchbar erschienen. Dazu gehörten nicht nur der Gemüse-, Obst- und Weinbau, die Ziegelfabrikation und die Glaserzeugung, sondern auch das lateinische Alphabet, die spätantiken Schriftarten und Latein als Verkehrs- und Verwaltungssprache. Gesetze, Urkunden, Briefe usw. ließen die germanischen Fürsten deshalb lateinisch niederschreiben. Von eminenter Bedeutung für die Kulturgeschichte des nachantiken Europas war aber die Übernahme des christlichen Glaubens, vor allem die Taufe des merowingischen Königs Chlodwig im Jahr 496 (498).

Anders als viele andere Religionen ist das Christentum, da es ausgeprägten Schriftkulturen erwachsen ist, einerseits dem Judentum, andererseits der hellenistischen und spätrömischen Kultur, eine ausgesprochene Buchreligion: Das zentrale Werk ist die ›Heilige Schrift‹, die Bibel, in der sich nach christlichem Glauben das Wort Gottes offenbart. Die Zeit des frühen Christentums brachte weitere sakrale Schriften hervor, Apostelbriefe, Apokryphen – Schriften, die nicht in den Kanon der Bibelbücher aufgenommen wurden –, Märtyrerakten und Heiligenleben usw., die wie die Bibel Gegenstand theologischen Studiums wurden und wiederum neue Schriften entstehen ließen: ein wahres Gebirge von Bibelkommentaren, Predigten und Traktaten, Glaubensunterweisungen, spekulativen und erbaulichen Schriften zur intellektuellen Durchdringung der Glaubenswahrheiten oder auch zur Erbauung und Anleitung zu meditativer Erfahrung, zunächst ausschließlich in Latein, im späteren Mittelalter vielfach auch in der Volkssprache. Notwendige Voraussetzung für den Umgang mit den heiligen Schriften war die Beherrschung der kulturellen Techniken des Lesens und Schreibens; Lese- und Schreibkompetenz war deshalb eine, wenn nicht d i e Schlüsselqualifikation des Geistlichen. Seit der Auflösung des Weströmischen Reiches

kam dem eine besondere Bedeutung zu, als die Fähigkeit des Lesens und Schreibens bei den Laien zusehends abnahm und schließlich allein im Klerus bewahrt blieb. Für den Schriftbetrieb in der Verwaltung, die schriftliche Fixierung von Rechtsakten, die Ausstellung von Urkunden usw., aber auch für die repräsentative Schriftlichkeit waren die weltlichen Fürsten fortan und für lange Zeit auf die *clerici* angewiesen. Sie hatten das Monopol über die Schrift und damit zugleich einen großen Einfluss auf die Staatsführung.

Bis ins 8. Jahrhundert bildeten Klerus, Schriftlichkeit und Latein eine untrennbare Einheit. Der Klerus war der Träger der Schriftlichkeit, Latein ihre Sprache. Lateinisch war das gesamte gelehrte und kirchliche Schrifttum abgefasst, die Verwaltungs- und Rechtsakte für die weltlichen Herren, aber auch die weltliche Dichtung, die in gelehrten Kreisen gepflegt wurde. Außerhalb der Schule schloss diese lateinische Schriftlichkeit indes immer auch den Gebrauch der Stimme ein: Man memorierte das Gelesene durch wiederholtes leises Vorsagen (lat. *ruminatio* »Wiederkäuen«), und zwar schon deshalb, weil das Geschriebene, die Bücher nicht immer präsent waren. Die Einprägung des Geschriebenen ins Gedächtnis und das tägliche, gar stündliche Wiederholen des Auswendiggelernten sind so wesentliche Elemente der frühen Schriftkultur.

In der Zeit um 800 hob dann allerdings ein Prozess an, in dessen Verlauf die Volkssprache neben dem Latein Schriftsprache wurde; es entstanden erste Aufzeichnungen in den gentilen Dialekten des Frankenreiches. Diese Anfänge einer deutschen Literatur sind Ausdruck und Resultat gewaltiger bildungspolitischer Anstrengungen, die im Frankenreich auf Initiative von oben unternommen worden waren; tatsächlich gingen die entscheidenden Impulse von der Macht- und Kulturpolitik des fränkischen Königs und Kaisers Karl des Großen aus (s. Kap. II.3.a). Der zu jener Zeit in Gang gesetzte Prozess der Literarisierung der Volkssprache erstreckte sich über viele hundert Jahre; abgeschlossen war er erst in der Neuzeit.

Die Transformation der Volkssprache in eine Schriftsprache stellte anfänglich vor enorme Schwierigkeiten. Den Autoren und Schreibern, die mit dieser Aufgabe konfrontiert waren, standen keine Regeln zur Verfügung, wie die deutschen Wörter und Sätze zu schreiben wären; es gab keine verbindliche Regelung der Orthographie. Man verwendete das lateinische Alphabet, die Zuordnung der deutschen Laute zu den lateinischen Buchstaben machte jedoch nicht geringe Probleme. So fehlten Zeichen für das bilabiale [v], den velaren Frikativ [x] und die Affrikata [ts], und es fehlten Zeichen für die Umlaute [æ, ø, y; ɛ, œ, Y]. Autoren und Schreiber sahen sich also vor die Notwendigkeit gestellt, mit Hilfe des lateinischen Alphabets Laute wiederzugeben, die in der lateinischen Sprache nicht existierten. Nicht minder problematisch war die Syntax, zeigte sich doch da, wo man sich im Periodenbau übte, »daß die sprachlichen Möglichkeiten des Althochdeutschen häufig noch nicht ausreichten, die angestrebte Konstruktivität der Gedanken- und Satzabfolgen zu realisieren« (Gisela Vollmann-Profe). Das größte Problem war jedoch die Lexik: Die Volkssprache hatte vielfach keine Terminologie für die zu vermittelnden neuen christlichen Inhalte; es fehlte vor allem eine umfangreiche abstrakte Begrifflichkeit. Helmut de Boor hat das so formuliert: »Wer Werke der kirchlichen Bildung verdeutschen oder frei über sie schreiben wollte, stand vor sprachformenden und sprachschöpferischen Aufgaben, deren Schwierigkeit gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann.« Man prägte Lehnübersetzungen aus dem Lateinischen, man gab althergebrachten Wörtern eine neue Bedeutung, oder man übernahm Fremdwörter und bürgerte sie in der einhei-